

8 — 1899

Illustriertes Sonntagsblatt
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Durch Kampf zum Sieg.

Erzählung von Arthur Eugen Simson.

(Fortsetzung.)

Der Polizeikommissar trat ein. Er hatte Jensens Sachen nochmals untersucht und brachte eine Anzahl Briefe und das Geld, welches er in dem Besitze des Verhafteten gefunden hatte, um diese Gegenstände in Hartmanns Hände niederzulegen.

„Haben Sie noch Näheres erforscht?“ fragte dieser.

„Ich habe noch einen zweiten Zeugen erforscht, der gesehen, daß Jensen sich gestern abend dem Walde zu begeben hat; dies ist indes von wenig Bedeutung, da Jensen nicht leugnet, in dem Walde gewesen zu sein.“

„In welcher Gegend hat derselbe ihn gesehen?“ fragte der Richter.

„In derselben, in welcher der Bursche des Wassermüllers ihn beobachtet. Er ist sehr rasch gegangen und hat es offenbar sehr eilig gehabt, um Wolffheim einzuholen, oder auch, um ihm zuvorzukommen.“

„Herr Kommissar,“ fügte der Richter hinzu, „Wolffheim hat eine Brieftasche von braunem Leder bei sich geführt, in welcher er eine ziemlich bedeutende Summe geborgen; lassen Sie doch den Wald sofort aufs genauste durchforschen, vielleicht findet sich die Brieftasche in demselben.“

Der Kommissar entfernte sich. Auch Lindner wollte gehen, der Richter hielt ihn noch zurück.

„Nur wenige Minuten bitte ich Sie noch zu bleiben,“ sprach er. — „Wollen Sie diese Banknoten, welche in Jensens Besitz gefunden sind, ansehen? Es wäre ja möglich, daß Sie eine derselben wiedererkennen.“

„Es wird schwer sein,“ bemerkte Lindner, kam indes der Aufforderung des Richters nach.

Aufmerksam betrachtete er die ihm vorgelegten Banknoten, eine nach der anderen.

„Es ist mir unmöglich, sie wiederzuerkennen,“ sprach er. „Die eine Banknote sieht wie die andere aus und die Nummern habe ich mir nicht gemerkt. Doch halt!“ unterbrach er sich plötzlich, indem er eine der Banknoten prüfend besah. „Diese Banknote war, wenn nicht der Zufall ein wunderbares Spiel treibt, unter denen, welche ich Wolffheim gegeben habe.“

Hartmann trat gespannt an ihn heran. „Woran erkennen Sie dieselbe wieder?“

„An einer Kleinigkeit, ja wenn Sie wollen, an einer Lächerlichkeit — hier an diesem Tintenflecke. Fällt Ihnen an demselben nichts auf?“

Hartmann betrachtete den Fleck, ohne etwas zu finden.

„Als ich das Geld für Wolffheim abzählte,“ fuhr Lindner fort, „fiel mir eine preußische Banknote von zehn Thalern, wie diese, auf, welche einen Tintenfleck ganz wie diese hatte. Ich würde nicht darauf geachtet haben, allein mir sprang die Aehnlichkeit dieses Fleckes mit einem Pferdekopfe ins Auge und unwillkürlich betrachtete ich ihn genauer. Ich weiß nicht, ob Sie diese Aehnlichkeit herausfinden, die Augen sind ja verschieden und es muß ein jeder etwas Phantasie mitbringen. Bitte, sehen Sie den Fleck von dieser Seite an. Hier die Nase, die Ohren, der Hals!“

„Die Aehnlichkeit ist in der That vorhanden!“ rief Hartmann. „Und diesen Schein haben Sie also an Wolffheim gezahlt?“

„Ich kann nur behaupten, daß ich ihm eine preußische Banknote über zehn Thaler, welche einen durchaus ähnlichen Tintenfleck hatte, gegeben habe. Es kann ja ein Spiel des Zufalls sein, daß hier auf einer gleichen Banknote ein ähnlicher Fleck sich befindet, ich möchte wenigstens diesen unscheinbaren Fleck, der durch



Auf dem Freiplatz. Nach dem Gemälde von Th. Kleehaas. (Mit Text.)
Photographieverlag von Franz Hanfstängl, Kunstverlag in München.

eine ungeschickte Hand entstanden, nicht als Beweis für ein so schweres Verbrechen ansehen!"

„Es ist ein sehr wichtiger Beweis," warf Hartmann ein. „Sie gehen zu weit, wenn Sie annehmen, daß der Zufall in solcher Weise sein Spiel treiben könne, Sie vergessen auch, daß dies nur ein Beweis mehr für Jensens Schuld ist!"

„Und vielleicht trage ich durch meine Aussage zu seiner Verurteilung bei!" bemerkte Lindner. „Dieser Gedanke wird mich peinigen."

„Er würde nach meiner Ueberzeugung auch ohne Sie verurteilt werden," entgegnete der Richter. „Lassen Sie es sich nicht gereuen, das Recht und die Gerechtigkeit unterstützt zu haben. Nach diesem Beweise verdient Jensen kein Mitleid mehr. Man kann einen Mann bedauern, der durch die Leidenschaft eines Augenblicks sich zum Verbrechen verleiten läßt, ein Raubmörder verdient ein solch teilnehmendes Gefühl nicht."

„Und wenn Jensen nun dennoch unschuldig wäre," warf Lindner ein.

„Seien Sie ohne Besorgnis!" fuhr Hartmann fort. „Die Fälle, in denen Unschuldige verurteilt sind, gehören zu den seltensten, es giebt in der ganzen Geschichte der deutschen Rechtspflege nur einzelne und keinen einzigen, in welchem die Beweise so offen zu Tage lagen."

Lindner entfernte sich, nachdem Hartmann ihm noch einmal seinen Dank für seine Mitteilungen ausgesprochen hatte.

Ein neuer und für die Untersuchung wichtiger Punkt war hinzugekommen und die ganze Thätigkeit des Untersuchungsrichters sowie des Polizeikommissars richtete sich zuweilen auf denselben.

Am folgenden Morgen wurde durch die Polizei eine Brieftasche im Walde gefunden. Dieselbe enthielt mehrere Papiere, welche bewiesen, daß sie Wolffheims Eigentum gewesen. Fast zum Ueberfluß wurde dies noch durch Mariens und Lindners Zeugnis bestätigt. In einem dichten Gebüsche abseits des Weges ward sie aufgefunden.

Hartmann hatte die Brieftasche auf seinem Tische durch ein Blatt Papier verdeckt liegen, als er Jensen zu einem neuen Verhör hereinführen ließ.

Jensens Wangen waren noch bleicher als am Tage zuvor; die kurze Zeit seiner Haft konnte dies nicht bewirkt haben.

Prüfend ließ der Richter den Blick auf ihm ruhen. Diese ruhigen, still schmerzlichen Züge sprachen nicht für ein Verbrechen und doch war Jensens That nach den vorliegenden Beweisen nicht mehr zu bezweifeln.

„Jensen," sprach Hartmann. „Sie haben in dem gestrigen Verhöre das Verbrechen geleugnet, obschon Sie alle Beweise, die gegen Sie sprechen, zugeben mußten; vielleicht haben die Stunden, welche Sie allein in Ihrer Zelle zugebracht, die Ueberzeugung in Ihnen hervorgerufen, daß Sie durch das Leugnen sich mehr schaden als nützen. Wollen Sie heute ein offenes Geständnis ablegen!"

„Ich kann nur wiederholen, was ich gestern gesagt habe," gab Jensen ruhig zur Antwort.

„Sie beharren bei Ihrem Leugnen?"

„Ich beharre bei der Wahrheit!"

„Jensen, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ein offenes Geständnis das einzige Mittel ist, um sich ein milderes Urteil des Richters zu erringen. Glauben Sie wirklich, daß bei der Menge der Beweise, die gegen Sie sprechen, Ihr Leugnen Sie retten kann? Ich halte Sie für zu verständig, um sich solcher Täuschung hinzugeben!"

Jensen strich mit der Hand über die Stirn, er schien Gedanken verscheuchen zu wollen, welche sich ihm aufdrängten.

„Ich verkenne die Bedeutung der Beweise nicht," entgegnete er, „ich werde auf Grund derselben vielleicht verurteilt werden, dennoch kann ich nur wiederholen, daß ich unschuldig bin und an dem Verbrechen nicht den geringsten Anteil habe."

Hartmanns Brauen zogen sich zusammen. Seine Geduld und Milde wurde durch so hartnäckiges Leugnen erschöpft.

„Ich habe Sie auf den einzigen Weg, auf dem Sie sich eine mildere Beurteilung erringen konnten, aufmerksam gemacht," sprach er. „Sie weisen denselben zurück, beklagen Sie sich nun nicht, wenn Sie die ganze Strenge des Gesetzes kennen lernen! Kennen Sie diese Brieftasche?"

Er entfernte das Papier von der Brieftasche und reichte sie Jensen.

Ruhig blickte dieser dieselbe an.

„Nein," entgegnete er.

„Sie haben dieselbe nie in Händen gehabt?"

„So viel ich mich entsinnen kann, nie."

„Antworten Sie mir nicht ausweichend, sondern bestimmt!"

„Ich kann keine andere Antwort geben. So viel ich mich entsinnen kann, habe ich diese Brieftasche nie gesehen."

„Gut. Ich werde Ihnen beweisen, daß Sie dieselbe dennoch in Händen gehabt haben. Dieses Geld hier — diese Banknoten sind in Ihrem Koffer gefunden, erkennen Sie dieselben als Ihr Eigentum an?"

„Ja, wenn es die sind, welche in meinem Koffer lagen."

„Auch diese preußische Zehnthalerbanknote mit dem Tintenfleck?"

„Ich kann mich nicht genau entsinnen, ob sie mir gehörte."

„Auch sie ist in Ihrem Koffer gefunden."

„Dann ist sie mein Eigentum."

„Woher haben Sie dieselbe?"

„Sie sowie das übrige Geld ist der Rest des geringen Ersparnisses, welches ich mit von Amerika gebracht habe."

„Diese preußische Banknote?"

„Ich habe sie in Bremen bei einem Bankier eingewechselt."

„Sie sprechen die Unwahrheit!"

„Ich habe die Wahrheit gesagt."

„So!" rief Hartmann. „Und doch war diese Banknote hier in dem Besitze Wolffheims, als er erschlagen wurde."

„Das ist unmöglich, denn ich habe sie bereits seit Wochen in meinem Koffer aufbewahrt."

„Haben Sie auch diesen Tintenfleck auf ihr bemerkt?"

„Nein. Ich habe nicht darauf geachtet."

„Sie finden auch diesmal mit Ihren unwahren Angaben keinen Glauben. Diese Banknote befand sich nebst vielen anderen in dieser Brieftasche, Wolffheim trug sie bei sich, Sie haben ihm dieselbe geraubt, als Sie ihn erschlagen, haben das Geld daraus genommen und die Brieftasche von sich geworfen. Wo haben Sie das andere Geld, welches Sie Wolffheim geraubt?"

„Ich habe ihn nicht beraubt."

„Also auch jetzt wagen Sie noch zu leugnen, nachdem diese Banknote in Ihrem Koffer gefunden ist? Wenige Stunden zuvor, ehe Wolffheim ermordet wurde, hat Lindner ihm diese Banknote gegeben, derselbe hat sie genau wiedererkannt an diesem Tintenfleck, der mit einem Pferdekopfe Aehnlichkeit hat, sie ist bei Ihnen wiedergefunden und doch wollen Sie die That leugnen?"

Unwillkürlich war Jensen bei dem Namen Lindners zusammengezuckt, seine Augen ruhten starr auf dem Untersuchungsrichter, seine Brust rang nach Atem.

„Lindner will diese Banknote wiedererkannt haben?" rief er.

„Er hat sie wiedererkannt an dem zufälligen Zeichen, diesmal hat der Zufall indes eine schwere Bedeutung."

Jensen schwieg und blickte sinnend vor sich hin.

Immer enger zog sich das Netz um ihn zusammen, das ihn vernichten mußte, immer mehr häuften sich die Beweise gegen ihn. Schon sah er keinen Ausweg mehr, da er fest entschlossen war, den einzigen Weg, der ihn retten konnte, nicht zu betreten. Nimmermehr wollte er Olga verraten. Jetzt war auch ihr Mann als Zeuge gegen ihn aufgetreten. Wußte Olga darum? Konnte sie es dulden, daß selbst er gegen ihn zeugte?

„Sie schweigen," fuhr Hartmann fort, „Sie scheinen endlich zu der Erkenntnis zu kommen, daß Ihr Leugnen unnütz ist!"

„Nein, nein!" unterbrach ihn Jensen. „Ich bin unschuldig und werde bei dieser Behauptung bleiben, selbst wenn ich verurteilt werden sollte!"

„Sie kennen Lindner?" forschte der Richter weiter.

„Nur dem Namen und dem Ansehen nach."

„Sind Sie nie mit ihm zusammengetroffen?"

„Nie!"

„Weshalb zuckten Sie zusammen, als ich seinen Namen nannte?"

„Ich hatte nicht erwartet, daß er als Zeuge gegen mich auftreten würde."

„Weshalb nicht?"

Jensen schwieg.

„Weil er nicht eine Sache bezeugen kann, die unwahr ist, oder höchstens auf einer Täuschung beruht."

„Sie vergessen, daß dies nicht der einzige Beweis ist, der gegen Sie spricht. Sie kennen Lindners Frau?"

In Jensens bleiche Wangen drängte sich das Blut, seine Augen gewannen neues Leben, aufgeregt zuckten seine Lippen. Er schien noch zweifelhaft zu sein, was er antworten sollte — die Brust wurde ihm zu eng.

„Ja," erwiderte er endlich.

„Wann haben Sie dieselbe kennen gelernt?"

„Bereits vor Jahren — ehe ich Europa verließ."

„Sie liebten dieselbe?"

Jensens Aufregung steigerte sich.

„Herr Richter," rief er endlich. „Verurteilen Sie mich, wenn Sie mich für schuldig halten allein lassen Sie das längst Vergangene ruhen, es hat mit dem, weshalb ich verurteilt bin, nichts gemein."

„Haben Sie die frühere Geliebte je wieder gesprochen?" fuhr Hartmann unerbittlich fort.

„Nein — nein!"

„Und Sie haben auch nicht den Versuch gemacht, sie wieder zu sprechen?"

„Auch das nicht — sie ist die Gattin eines andern."

Jensen war kaum im stande, diese Worte hervorzubringen; er mußte sich mit der Rechten auf den Tisch stützen.

„Glauben Sie, daß Lindner eine feindliche Gesinnung gegen Sie hegt?"

„Nein," gab Jensen kurz zur Antwort.

„Haben Sie gewußt, daß Wolffheim mit Lindner in geschäftlicher Beziehung stand?"

„Nein — ich habe mich um beide nicht gekümmert."

„Es war Ihnen aber bekannt, daß Wolffheim von Lindner eine größere Zahlung in Empfang zu nehmen hatte?"

„Auch das habe ich nicht gewußt. Ich weiß nicht einmal, daß sie einander kannten."

Der Richter war mit dem Verhör zu Ende. Schon wollte er dem Gerichtsdiener klingeln, um Jensen wieder abführen zu lassen, als er noch eine Frage an ihn richtete.

„Haben Sie sich vielleicht auf einen andern Grund wegen Ihrer beabsichtigten raschen Abreise besonnen?"

„Ich hatte keinen andern Grund, als ich Ihnen bereits genannt habe."

„Sie hatten Ihre hiesige Stellung auf dem Hüttenwerke noch nicht einmal gekündigt."

„Ich würde es gestern gethan haben."

„Gestattete Ihnen Ihr Verhältnis eine so plötzliche Abreise?"

„Nein. Ich hoffte indes, daß mir der Faktor, der stets sehr wohlwollend gegen mich gewesen ist, mir dieselbe gestattet haben würde."

„Und wenn er es nicht gethan hätte?"

„Ich rechnete fest darauf, daß er es thun werde."

„Wenn man seine Sachen packt, zieht man auch solche Möglichkeit in Berechnung."

„Dann würde ich wahrscheinlich doch abgereist sein, weil ich einmal den festen Entschluß gefaßt hatte."

„Wodurch waren Sie zu diesem Entschlusse gekommen? Hierüber haben Sie sich noch nicht ausgesprochen?"

„Es gefiel mir hier nicht mehr; dies war der einzige Grund."

„Aus solchem Grunde verläßt man nicht plötzlich eine Stellung, mit der man bis dahin zufrieden gewesen ist."

„Und dennoch hatte ich keinen anderen Grund. Ich war auch niemand außer mir selbst für mein Thun verantwortlich."

„Sie haben gestern angegeben, Sie seien nur in den Wald gegangen, um spazieren zu gehen."

„Ganz recht."

„Und doch sind Sie sehr rasch gegangen, mit unverkennbarer Aufregung."

„Ich gestehe, daß mein Blut nach dem Auftritte mit meinem Schwager noch nicht wieder beruhigt war."

„Sie wollten Ihren Schwager einholen, oder auch ihm zuvorkommen?"

„Dazu hatte ich keine Veranlassung. Ich würde ihm sogar ausgewichen sein, wenn ich ihm begegnet wäre!"

„Ich bin dieser thörichten Verstellung und Komödie müde!" rief Hartmann endlich ungeduldig, schellte dem Diener und befahl Jensen abzuführen.

Dieser blieb ruhig, halb in Gedanken versunken stehen.

„Kommen Sie!" sprach der Gerichtsdiener.

Jensen hörte nicht.

„Haben Sie mir noch etwas mitzuteilen?" fragte Hartmann.

„Nein," entgegnete Jensen und folgte dem Diener, der ihn zu seiner Zelle zurückführte.

Er war in einer düsteren Stimmung, als er den engen Raum wieder betrat. Die schwere Thüre fiel hinter ihm ins Schloß, der Riegel wurde außen vorgeschoben. Er fuhr mit der Hand über die Stirn hin, als wäre alles nur ein schwerer Traum, der beängstigend auf ihm lag.

Ein unglückseliger Zufall hatte alle Beweise gegen ihn gerichtet. Allein war das auch nur ein Zufall, daß Lindner in der Banknote diejenige wieder erkannt haben wollte, welche er Wolffheim gegeben? War es nur ein Zufall, daß dieser Mann als Zeuge gegen ihn auftrat? Wußte Olga darum? Kannte sie die Gefahr, welche ihm drohte?

Er hatte den festen Entschluß gefaßt, sie nicht zu verraten, sie allein konnte ihn befreien. Weshalb zögerte sie? Aus den grauen Wänden der engen Zelle stiegen düstere Gedanken und Bilder vor ihm auf. Wenn sie ihn verließ, wenn ihre Liebe nicht Kraft genug besaß, den Kampf auszuhalten! War ihr Herz nicht schon vor Jahren, als sie Lindner ihre Hand reichte, schwach geworden? Weshalb hielt er an dieser für ihn hoffnungslosen Liebe fest? Er war ein Thor, wenn er sich ihr opferte! Ihm war es gleichgültig, ob der Verdacht der Schuld für immer auf ihm haften blieb — nur frei wollte er sein!

Er sprang auf und rüttelte an den eisernen Stäben vor seinem Fenster; diese spotteten seiner Kraft. Es hatte vielleicht schon manche Hand in Verzweiflung an ihnen gerüttelt, und manche heiße, brennende Stirn hatte sich an die kalte Wand gelehnt. An diesem Gitter und an diesen Wänden mußte die Kraft und der Trotz zerschellen.

Auch Jensen empfand seine Ohnmacht, er wankte zurück und warf sich auf den einfachen Holzschemel, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend. Seine Brust atmete schwer und mit Schmerzen, allein mehr und mehr wichen die düsteren Bilder von ihm, er vergaß, daß er als Gefangener in der engen Zelle saß; eine liebliche, frische Gestalt tauchte vor ihm auf — es war Olga, wie er sie einst zum ersten Male gesehen, er wollte die Arme ausbreiten, um sie zu umfangen, allein lächelnd trat sie auf ihn zu und strich mit der kleinen Hand über seine Stirn hin.

Und dann tauchten wieder andere Bilder vor ihm auf. Er war ein Knabe, wild, heißblütig, trotzig; das Gefühl innerer Kraft erfüllte schon damals seine Brust. Ein Lehrer hatte ihn ungerechterweise gestraft; die Strafe war nur eine milde gewesen, allein die Ungerechtigkeit hatte ihn tief verletzt; er war aus der Schule fortgegangen mit dem festen Entschlusse, nie dorthin zurückzukehren, wenn der Lehrer nicht sein Unrecht eingestehe. Mit Gewalt hatte sein Vater ihn zur Schule zurückbringen wollen — er hatte sich geweigert, die härtesten Strafen seines Vaters hatten seinen trotzigen Sinn nicht zu brechen vermocht, er würde gestorben sein, ehe er sich der ungerechten Gewalt gefügt! Da war seine Mutter an ihn herangetreten, ihre weiche Hand war über seine Wangen hingefahren, sie hatte ihn geküßt und ihm bittend ins Auge geblickt, und schweigend hatte er seine Bücher ergriffen und war nach der Schule zurückgekehrt.

Das Leben hatte ihn viel umhergeworfen, er hatte gekämpft und gelitten, allein jenen bittenden Blick der Mutter nie vergessen. Oft war ihm derselbe in dunkler Stunde wie ein Stern erschienen und auch jetzt übte er seinen beruhigenden Einfluß wieder aus.

Jensens Hände sanken langsam nieder. Wohl pochte das Blut noch in seinen Schläfen, allein er sprang nicht wieder empor, um an den Eisenstäben des Fensters zu rütteln.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hofnarr von Ferrara.

Von Edmund Bayer.

Schalksnarren hat es zwar zu allen Zeiten gegeben; und auch heute soll dieses Geschlecht noch nicht gänzlich ausgestorben sein; keine Geschichtsperiode aber war reicher an solchen munteren Gesellen, als das hochgemute, farbenfrohe, alleweil zu Scherz und Kurzweil aufgelegte Mittelalter. Damals gedieh das zünftige und „wilde" Narrentum aufs prächtigste; und es gab lustige Brüder die Hülle und Fülle, die sämtlich ihren kulturgeschichtlichen Ausdruck für Deutschland in der weltbekannten Figur des Eulenspiegels gefunden haben, insofern der Name dieses Spaßvogels stehend wurde für alle Schwänke, deren eigentliche Väter ruhmlos der Vergessenheit anheimgefallen sind. Der brave Kneitlinger ist gewiß nicht immer der Mittelpunkt der derben Historien gewesen, die das Volksbuch von ihm überliefert hat; und ebensowenig fehlt es den andern Ländern an ähnlichen Witzbolden; ja, man kann kühnlich behaupten, alle Völker, selbst die roheren, und nicht nur ganze Nationen, sondern sogar kleinere Gebiete und einzelne Städte haben ihren Eulenspiegel, d. h. eine Gestalt, worin sich der Volkswitz verkörpert und gleichsam Fleisch und Blut gewonnen hat.

Vor allen sind es die Kinder des sonnigen Südens, bei denen das feurige Blut und die lebhafte Stimmung eine erhöhte Bevorzugung des Witzes in allen Formen zeitigen mußte. Der spanische Don Quixote und der römisch-nationale Pasquino liefern den vollgültigen Beweis für diesen Satz. Schon lange stand das Narrentum am Hofe der italienischen Fürsten in üppiger Blüte. So lebte zu Ferrara in der Umgebung des Markgrafen Nikolaus III. (gest. 1441) und seines Sohnes, des trefflichen Borso von Este (1450 bis 1471), dem seit 1452 der herzogliche Titel zukam, ein Hofnarr namens Gonella, der beiden Herrschern als ununterbrochen sprudelnde Quelle der Unterhaltung dienen mußte. Herzog Borso war nicht nur ein Herr, den alle Regententugenden zierten, sondern auch ein jovialer Gesellschafter, der einen Spaß wohl leiden mochte. Noch lange nach seinem Hintritt stand er beim Volk in gutem Andenken, nicht minder wegen seiner gesegneten Regierung, denn als Gönner aller Possenreißer und Lustigmacher; es gab ein Sprichwort, dessen man sich bediente, um einen Narren zum Schweigen zu bringen: „Wir leben nicht mehr im Zeitalter des Herzogs Borso!" (Non è più il tempo del duca Borso), Zeugnis genug, daß der Hof des im Volksmunde fortlebenden Fürsten ein wahres Eldorado der Ausgelassenheit gewesen sein muß.

Die lustigen Streiche Gonellas wurden, gleich denen des deutschen Eulenspiegels, zeitig gesammelt und durch den Druck vervielfältigt (zuerst 1585); wie das genannte Volksbuch, wodurch selbst ein so ernster Denker, wie der berühmte Mathematiker Euler (gest. 1787) war, sich aufzuheitern nicht verschmähte, erlangten sie einen hohen Grad von Popularität und bildete einen beliebten Lese- und

Unterhaltungsstoff. Die Historien sind jedoch zum großen Teile von einer solchen naturwüchsigen Ursprünglichkeit, daß ihre Wiedergabe zimperlichen Ohren gegenüber unthunlich ist. Dagegen können einige gelinderer Art unbedenklich mitgeteilt werden. Hier sind sie:

Eines Tages fragte Markgraf Nicolao den Gonella, welches Handwerk in Ferrara wohl die meisten Mitglieder habe. — Der Narr antwortete ungesäumt: „Ohne Zweifel das der Aerzte!" — Der Markgraf brach in ein lautes Gelächter aus und rief: „Das ist kostbar! Also die Aerzte bilden die stärkste Zunft? Es sind ihrer ja kaum drei am hiesigen Platze vorhanden!" — „Gilt es hundert Kronen," fragte Gonella, „wenn ich den Beweis erbringe?" — „Die Wette halt' ich mit Vergnügen," sagte Nicolao, „gieb acht, Du wirst sie verlieren!" Am anderen Tage setzte sich der Narr vor die Thüre der besuchtesten Kirche, Gesicht und Hals dick mit Tüchern fest verpackt, und stöhnte zum Herzbrechen. Jedermann wollte wissen, was ihm fehle. „O Du mein Himmel," seufzte Gonella, „ich habe die wütendsten Zahnschmerzen, die mir keine Ruh bei Tag und noch weniger bei Nacht lassen. O Gott, erbarme dich meiner!" Von allen Seiten wurde dem vermeintlichen Patienten guter Rat erteilt; und er zögerte nicht, die Namen seiner Gewährsleute, sowie die angepriesenen Heilmittel in seine Schreibtafel einzutragen. Als der Gottesdienst beendigt war, bewegte sich Gonella noch eine Zeit lang in der Stadt umher, und überall erregte sein verhülltes Gesicht Aufsehen. — Daher dauerte es gar nicht lange, so hatte er dreihundert verschiedene Ratschläge nebst den Namen von deren Urhebern aufzuweisen.

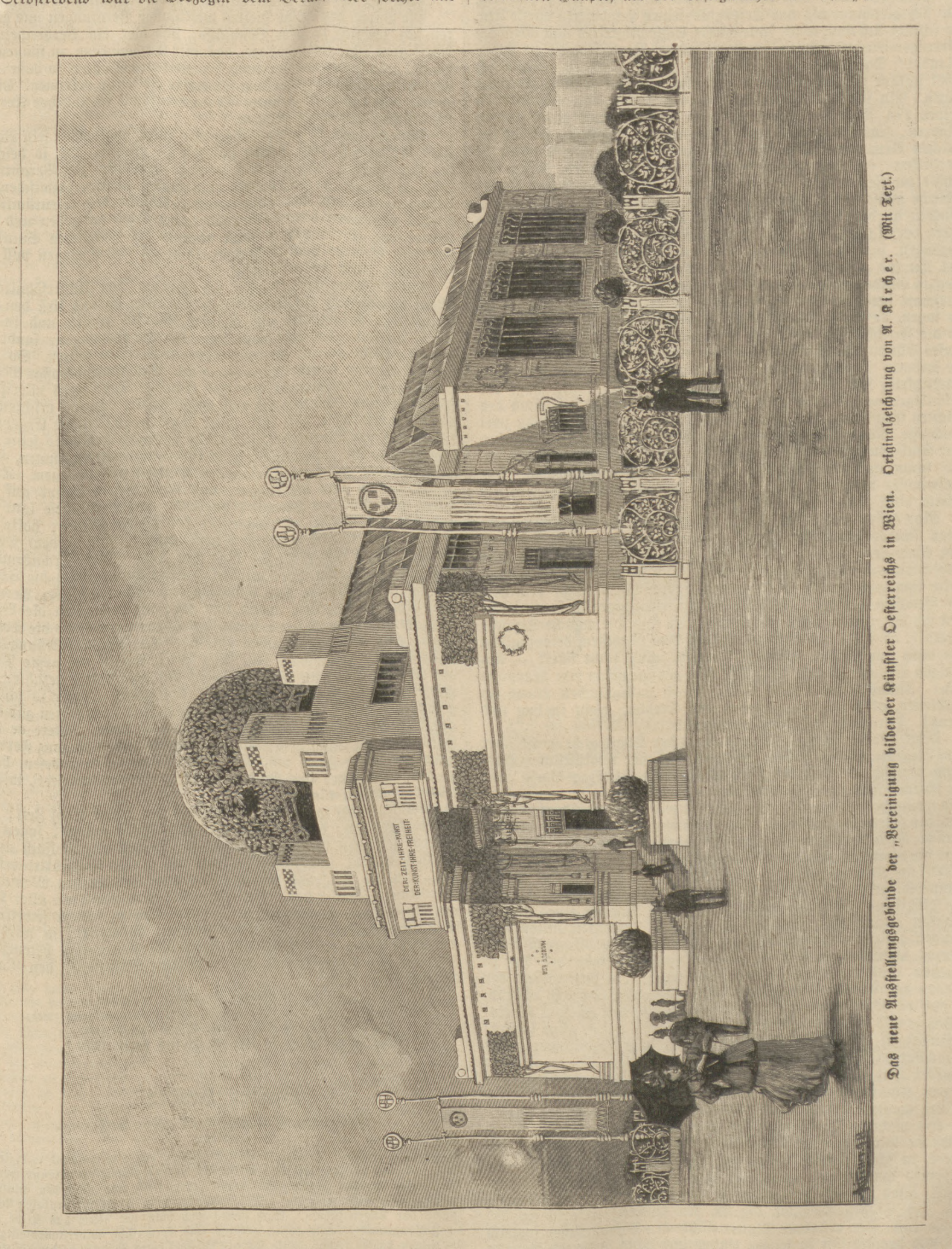
Am folgenden Tage erschien er zur Mittagsmahlzeit in der Burg, ebenfalls mit wattierter Wange vor dem Markgrafen, der nicht ahnte, daß ihm sein „Tischrat" einen Streich zu spielen beabsichtigte, und ihm daher ebenfalls ein Mittel gegen das Zahnweh empfahl. Heimgekehrt, setzte Gonella den Namen des Marchese zu oberst des angelegten Verzeichnisses, und am dritten Tage überreichte er seinem Patron feierlich die Schreibtafel. Als sich der Markgraf an der Spitze einer Schar von dreihundert Aerzten jeglichen Standes, Alters und Geschlechtes prangen sah, mußte er lachend zugeben, die Wette verloren zu haben, und erteilte sogleich den Befehl, dem schalkhaften Gewinner seine hundert Kronen auszuzahlen.

Selbst das Unglück konnte den Narren nicht abhalten, auf dessen Kosten seiner humoristischen Laune die Zügel schießen zu lassen. Als er einmal zur Messe zog, sah er vor der Kirche drei Blinde sitzen, die ihn um ein Almosen ansprachen. Gonella stellte sich, als ob er einem der Bettler etwas gäbe, und sagte in freundlichem Tone: „Hier habt ihr einen halben Gulden, teilt euch darein und macht euch einen vergnügten Tag!" — Die Blinden erschöpften sich in Dankesbezeugungen und wünschten dem gütigen Spender zeitliches und ewiges Heil. Jeder glaubte, daß einer der beiden andern die Münze empfangen habe. Als aber keiner Anstalt machte, seinen Kameraden den auf diesen entfallenden Betrag zuzustellen, wurden sie sämtlich unwirsch. — Der erste fragte: „Wollen wir nicht das Geld teilen?" — „Laß es wechseln!" sagte der zweite. — „Ich habe ja nichts," rief der dritte, „so muß es einer von euch beiden haben!" — „Ich habe nichts: einer von euch hat das Geld!" rief nun jeder der Angeredeten. „Heraus mit meinem Anteil, aber möglichst schnell!" — „Nein, das ist doch unerhört." — „So eine Niedertracht." — „Alles allein behalten zu wollen," tönte es nun wild durcheinander; die gefoppten Blinden griffen einander wütend ins Haar, und wer weiß, wozu es noch gekommen wäre, wenn nicht vorübergehende Leute sich ins Mittel gelegt und der Balgerei ein Ende gemacht hätten. — Eines Tags forderte der Herzog den Narren auf, der Herzogin, die Unwohlsein an das Zimmer fesselte, seine Ehefrau, die beide noch nicht kannten, zuzusenden, um ihr die Langeweile zu vertreiben. „Gnädigster Herr," wandte Gonella ein, „mein Weib ist taub und wird sich schlecht unterhalten können." — „Das thut nichts," versetzte der Herzog, „schicke sie immerhin!" — Gonella verfügte sich heim und befahl seiner Frau, auf das Schloß zu gehen, um der Landesmutter aufzuwarten. „Vergiß mir nicht," rief er der Davoneilenden nach, „mit dem Herzog recht laut zu sprechen; er ist sehr harthörig." — Als nun die Frau bei Hofe angelangt war, traf sie in den Gemächern der Herzogin deren Gemahl, der sie sogleich in Beschlag nahm und ihr fortwährend in die Ohren schrie, eine Art des Gedankenaustausches, die Gonellas Ehegespons in gleicher Weise erwiderte. So entstand ein großer Lärm, der die leidende Herzogin dermaßen belästigte, daß sie ihren Gemahl bat, sich zu mäßigen. „Sie ist ja taub!" entschuldigte sich Borso. „Schade um die schmucke Person." — „Um Vergebung, Hoheit," rief da die Gonella, „man hat mir ge-

Auf der Heimfahrt. Nach dem Gemälde von A. Wierusz-Kowalski. (Mit Text.)
Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

sagt, Euere Gnaden wären arg übelhörig; deshalb habe ich so übermäßig laut geredet." Der Herzog mußte über dieses komische Mißverständnis lachen; die Frau aber ging verdrießlich nach Hause.

Selbstredend war die Herzogin dem Veranstalter solcher und ähnlicher Streiche nicht gar hold und beschloß gelegentlich, ihm eine Lektion erteilen zu lassen. Sie versah ihre Hofdamen mit Prügelstöcken und forderte sie auf, den Gonella, der demnächst vor ihr erscheinen werde, die ungebrannte Holzasche gehörig kosten zu lassen.



Das neue Ausstellungsgebäude der „Vereinigung bildender Künstler Oesterreichs in Wien. Originalzeichnung von A. Kircher. (Mit Text.)

Die Mädchen versprachen, ihr möglichstes zu thun. Als nun Freund Hans in allen Gassen auf der Bildfläche erschien, umringte ihn die feindliche Schar. Schon schwebten die Stöcke über seinem schuldbeladenen Haupte, als der Lustigmacher ausrief: „Holde Damen, ich gebe zu, daß ich gesündigt habe, und unterwerfe mich willig der verdienten Strafe; nur bitte ich mir die Gnade aus, daß die den Anfang mit der Züchtigung mache, die mir die meisten Küsse gegeben hat." — Die Amazonen ließen verwundert ihre Waffen sinken,

sahen sich an, und eine sprach zur andern: „Was sagt der Narr da?" „Ich habe ihn noch niemals geküßt." Dadurch entstand ein Verzug, den der Schlaue benutzte, um eiligst zu verschwinden.

Doch der Narr von Ferrara trieb nicht nur solche Allotria, die sich gleichsam als das Erzeugnis seines Handwerks darstellten, er scheute sich auch nicht, unleugbare Schlechtigkeiten und offenbare Betrügereien zu begehen, wenn er seinen Vorteil dabei zu finden glaubte. Da konnte es freilich nicht fehlen, daß er gelegentlich übel ankam und einen Lohn einheimste, auf den er nicht gerechnet hatte. Ein solches Gaunerstückchen Gonellas erzählt Sacchetti in seiner 174. Novelle. Danach besuchte Gonella einst einen andern Narren, namens Mocceca, in Florenz und beschloß, sich in der reichen Arnostadt auf leichte Weise zu einer größeren Summe zu verhelfen. Er ging in das Gewölbe eines Kaufherrn, dessen Geschäft zur Zeit nicht besonders blühte, so daß es mit seinem Kredit schlecht aussah, und behauptete, eine Forderung von zweihundert Gulden an das betreffende Haus zu haben; sie müsse in den Büchern verzeichnet sein. Als man ihm bemerkte, er sei wohl irre gegangen, verführte er einen so abscheulichen Lärm, daß man ihm, um ihn los zu werden und die Leute auf der Gasse zu zerstreuen, fünfzig Gulden einhändigte. Einem Kaufmann, der aus der Nachbarschaft herbeigeeilt war, um Ruhe zu stiften, hatte er die Stirn, zu sagen, er sei ihm ebenfalls Geld schuldig; und in der That trieb er die Frechheit so weit, sich des andern Tages in dem Gewölbe dieses Ehrenmannes einzufinden, um auch hier zweihundert Gulden zu fordern. Der Kaufmann bemerkte gelassen, die Sache hätte ihre Richtigkeit, sein Kassierer sei indessen abwesend, daher möge der Gläubiger nachmittags wiederkommen. Als dieser nun, froh des leichten Gewinns, zur verabredeten Stunde eintraf, zogen ihn zwei handfeste Männer über den Ladentisch und setzten ihm dermaßen mit Schlägen zu, daß er, zerschunden und an allen Gliedern lahm, sich kaum aus dem Gewölbe herauszuschleppen vermochte. Der Schwindler war froh, als er wieder daheim war, und ließ sich sobald nicht wieder in Florenz blicken.

Man ersieht aus dieser Probe, daß die Streiche Gonellas keineswegs immer harmloser Natur waren, sondern daß er sich auch von einer gemeingefährlichen Seite geben konnte, die eine gewisse Ueberwachung nötig machen mochte. Sein Florentiner Gastfreund hatte ihm nach jenem mißlungenen Erpressungsversuche ernsthaft ins Gewissen geredet. „Soll ich Dir die Wahrheit sagen?" so ungefähr ließ sich die ehrliche Haut vernehmen. „Es sind Dir manche Streiche geglückt, aber Du hast auch manche auf dem Gewissen, derenthalben Du nicht nur Prügel, sondern — nimm mir's nicht übel! — den Galgen verdient hättest. Laß Dir den heutigen Tag eine Warnung sein! Unsere Kunst besteht darin, durch Lustigmachen etwas zu verdienen, aber nicht im Rauben und Stehlen, nicht in Lug und Trug! Darum bessere Dich, Kamerad!"

Man scheint Gonella denn auch in der That nicht recht über den Weg getraut zu haben, wie sein endlicher unglücklicher Ausgang beweist, der den Beschluß bilden mag. Herzog Borso war an einem viertägigen Wechselfieber erkrankt, das ihn ganz elend und melancholisch machte. Die Aerzte verordneten Landaufenthalt; und der Fürst zog sich nach einem Lusthause an den Ufern des Po zurück. Doch das Leiden wollte auch hier nicht weichen. Gonella, dem die wachsende Traurigkeit seines Herrn nachging, beschloß, ein Mittel in Anwendung zu bringen, von dessen Wirksamkeit er sich erinnerte, gehört zu haben. Man hatte ihm nämlich erzählt, daß ein plötzlicher Schrecken wohlthätig auf den Zustand eines Fieberkranken einzuwirken geeignet sei und den Patienten unter Umständen gänzlich wiederherzustellen vermöge. Nun pflegte sich der Herzog tagtäglich zu bestimmter Stunde am Gestade des Po zu ergehen, und in einem Gehölze zu rasten, um dem Spiele der Wellen zuzuschauen. Der Strom war hier weder tief noch reißend, so daß es dem Hofnarren ungefährlich schien, den Fürsten hineinzustoßen und durch den Schrecken zu kurieren. Um aller Gefahr vorzubeugen, setzte er sich überdies mit dem Eigentümer einer benachbarten Mühle in Verbindung und ersuchte diesen, zu einer gewissen Zeit einen Kahn bereit zu halten, da sich der Herzog mit seinem Kammerdiener, einem sehr ängstlichen Menschen, einen Scherz machen und ihm ein unfreiwilliges Bad bereiten wolle.

Am nächsten Tage schlich sich Gonella im Schutze einiger hoher Pappeln durch das Weidengebüsch nach der Stelle, wo der Gebieter, in schwermütige Gedanken versunken, dem Murmeln des Stromes lauschte und, ganz von dem Zauber der Landschaft umstrickt, alles um sich her vergessen zu haben schien. Ein Stoß — und das Staatsoberhaupt lag in der feuchten Umarmung des Flußgottes. Der erstaunte Müller fischte den Fassungslosen sogleich auf und brachte ihn in seinem Kahne ans Land, während Gonella auf einem bereit gehaltenen Pferde nach Padua entfloh.

Das unvermutete Bad hatte in der That die erhoffte Wirkung; von der Stunde an verlor sich das Fieber, und Herzog Borso war gesund und munter, wie nie zuvor. Gleichwohl wußte er nicht, was er von dem Vorfall denken, ob er seinem Günstling wegen des Ueberfalles zürnen oder ihm für die wunderbare Heilung dankbar sein sollte. Zuletzt trug er die Sache dem Rate von Ferrara vor, mit der Weisung, über den wunderlichen Handel endgültig zu bestimmen.

Die Väter der Stadt hielten weitläufige Beratungen und einigten sich letztlich in dem Beschlusse, daß hier ein Verbrechen der beleidigten Majestät vorliege, das mit Enthauptung zu sühnen sei, da sich jedoch der Frevler noch bei Zeiten geflüchtet, so habe man vorjetzt auf Landesverweisung für ewige Zeiten zu erkennen. Dieses Urteil ließ der Herzog unter Trompetenschall in üblicher Art zur öffentlichen Kenntnis bringen.

Gonella war es begreiflicherweise nicht angenehm, sein Vaterland fortan mit dem Rücken ansehen zu müssen, und so beschloß er, nach einiger Zeit sich dem Herzoge persönlich zur Verantwortung zu stellen, da dieser, wie man wissen wollte, inzwischen die Ueberzeugung von der gutgemeinten Absicht des eigentümlichen Arztes gewonnen hatte. Um aber ganz sicher zu gehen und das Gebiet von Ferrara auch nicht einmal (im wörtlichen Sinn) zu betreten, hielt er nach Eulenspiegelart auf einem Wagen voll paduanischer Erde seinen Einzug.

Nichtsdestoweniger spielte der Herzog den Unversöhnlichen, schlug das Gesuch um freies Geleit rundweg ab und ließ den vermeintlichen Missethäter auf offenem Markte greifen und in den Turm werfen. Um ihm noch mehr Furcht einzujagen, sandte er ihm Geistliche zu, die ihn zum Tode vorbereiten sollten. So trat der Verurteilte seinen letzten Gang an. Eine tausendköpfige Menge stand bereits versammelt, die das traurige Ende ihres närrischen Freundes und Landsmanns tief bekümmerte. Dieser erschien im Armensünderkleide und mit allen Zeichen bußfertiger Ergebung, kniete auf der Blutbühne nieder und beteuerte nochmals seine Unschuld: nur die beste Absicht habe ihn dazu verleiten können, seine Hand an die geheiligte Person des Landesherrn zu legen. Dann verband man ihm die Augen; und er legte sein Haupt auf den Block, des tödlichen Streiches harrend. Das Volk schrie laut auf und bat um Gnade. — Ungerührt von diesem Flehen, holte der Henker aus und in mächtigem Schwunge — goß er dem Delinquenten einen Zuber Wasser über den Kopf. Diese Tragikomödie mit allen Schrecken einer wirklichen Hinrichtung sollte die Strafe für die eigenmächtige Kur Gonellas sein. Aber ach! der Aermste gab kein Lebenszeichen mehr von sich; als man ihm die Binde löste, waren seine Glieder starr, die Augen gebrochen; die Todesangst hatte den Unglücklichen entseelt. Alle Wiederbelebungsversuche blieben erfolglos. Auf diese Weise mußte der arme Tropf die Anhänglichkeit an seinen Fürsten mit dem Leben bezahlen. — Herzog Borso aber war untröstlich, den treuen Diener so schlecht gelohnt zu haben, und konnte sich lange Zeit über seinen gar übel abgelaufenen „Spaß" nicht zufrieden geben. Zwar richtete er dem Hofnarren ein prächtiges Leichenbegängnis aus, und ganz Ferrara nahm an seiner Feier teil, aber lieber wäre es ihm gewesen, hätte er den Toten, der ihm so manche frohe Stunde bereitet, wieder lebendig machen können.

Solchergestalt waren die Scherze in der guten alten Zeit; fast durchgängig roh, derb sinnlich und ins Grobe fallend, sagen sie unserm geklärten Geschmack wenig zu, ja verletzen vielfach unser sittliches Gefühl, und lassen so recht den großen Fortschritt erkennen, den die steigende Bildung auf dem Gebiete der Menschenveredelung gemacht hat. Was aber das Verhältnis wie aller Hofnarren zu ihren Gebietern, so das Gonellas zu seinem jeweiligen fürstlichen Patron am Hofe von Ferrara anbelangt, so wird es am besten durch ein Epigramm Friedrichs von Logau beleuchtet, das, wie alle Stachelreime des berühmten Schlesiers, den Nagel auf den Kopf trifft:

> „Daß gern ein Fürstenhof an Narren fruchtbar sei,
> Bleibt wahr, doch sind daselbst von solchen meistens zwei;
> Der eine, den der Fürst nach Willen stets vexiert,
> Der andre, der nach Lust den Fürsten umher führt."

Unsere Kinder.

Pädagogische Plauderei von Arthur Foltin.

(Schluß.)

Ich habe in einem der vorigen Kapitel gesagt, daß man ein Kind so erziehen soll, daß es auch mit dem Ernst des Lebens allmählich bekannt werde; nun möchte ich aber hierin nicht mißverstanden sein und nicht den Glauben erwecken, als müsse man einem Kinde das Leben in seiner oft brutalen Wirklichkeit vor Augen führen. Auch hierin muß man vor allem das Alter und die Fassungsgabe, sowie dessen geistige und körperliche Widerstandsfähigkeit vor Augen halten. Man denke sich als Beispiel einen Magneten, der die Kraft besitzt, ein halbes Kilogewicht festzuhalten. Hängt man nun statt diesem mit einemmale ein Kilogewicht daran, so wird er es nicht halten können, das Gewicht wird zu Boden fallen und der Magnet wird geschwächt werden. Haben wir aber das Halbkilogewicht einige Tage hängen gelassen, so können wir nach dieser Zeit um ein kleines weiter schreiten und noch einige Gramm beifügen.

Auf solche Weise kräftigen wir den Magneten so, daß er nach einer gewissen Zeit auch ein Kilogewicht zu halten im stande sein wird.

Genau so ist es mit dem Kinde. Seine Seele muß ganz allmählich gekräftigt werden; und wenn ein kleines Kind schon den größten Schmerz empfindet, den es zu fassen vermag, wenn es sein Spielzeug verloren hat und darob gescholten wird, wird ein größeres, nach unseren Erklärungen schon Mitleid empfinden mit einem Bettler oder einem Krüppel, wird Armut und Krankheit verstehen lernen, und ein noch größeres wird bei dem Worte „Tod“ nicht mehr allein den leeren Schall hören, sondern wird sich bereits eine entsprechende Vorstellung machen können, und wird, wenn wir es dem Kinde in liebevoller Weise erklären, den Ernst des Lebens aus dem oft unvermeidlichen Anblick eines Toten verstehen lernen. Man erwecke in dem Kinde hauptsächlich Liebe und Erbarmen, Abscheu nur vor dem Laster, nie aber vor der Person, die dieses Laster an sich trägt, dann werden auch jene häßlichen Auswüchse einer verfehlten Erziehung unterbleiben, daß Kinder schwache Greise und arme Krüppel verspotten, und hinter Trunkenen johlend und schreiend einherziehen. Man mache sie mit den traurigen Formen des Lebens bekannt, aber in einer Weise, die ihnen keinen Haß gegen die Menschen einflößt. Am meisten aber hüte man sich davor, eines der Eltern als böses Beispiel hinzustellen, und dies kommt, so unmöglich es scheint, nur zu häufig vor. Die Laster und Fehler, die einer der Ehegatten hat, müssen vor dem Kinde immer beschönigt werden; eine Mutter, deren Gatte sich betrinkt, schütte nie in das Herz des Kindes ihren Kummer aus, sondern trachte diesem den Anblick des Vaters thunlichst zu entziehen oder doch den Eindruck möglichst abzuschwächen, den das sonderbare Benehmen des Vaters auf das Kindergemüt hervorruft. —

Es ist eine leider nur zu häufig vorkommende Thatsache, daß die Kinder die Untergebenen ihrer Eltern, seien es nun Dienstboten oder Diener des Vaters im Amte, oder seien es auch nur minder Bemittelte, als ihre eigenen Untergebenen oder Diener ansehen und sich gegen diese ein vollständig unziemliches Benehmen erlauben. Man darf dies unter keinen Umständen gestatten; die Kinder haben nur zu bitten, niemals zu befehlen; sie müssen erst gehorchen lernen, dann, wenn sie groß sind und sich durch eigenen Fleiß zu einer solchen Stelle emporgearbeitet haben, dann erst dürfen sie gebieten. Anderenteils aber bewahre man das Kind vor allzu intimer Freundschaft mit andern Erwachsenen. Die einzigen Freunde und Berater eines Kindes seien dessen Eltern. Wenn ein Kind nicht direkt gefragt wird, so erzählt es doch und plaudert in seiner Weise über alle erdenklichen Dinge, die nicht eben unbedingt in weiteren Kreisen bekannt werden müssen. Wie viel Unannehmlichkeiten sind auf diese Weise entstanden, deren unschuldige Ursache die Kinder waren. Es ist besser und klüger, sich und die Kinder vor solchen Möglichkeiten zu bewahren. — Anders ist es natürlich mit den Freundschaften von Kindern untereinander. Wenn man auch hierin alles Uebermaß eindämmen muß und die Freundschaft in vernünftigen Grenzen halten soll, so soll man doch im allgemeinen solche Freundschaften eher fördern als ihnen entgegentreten, besonders bei Kindern, die keine Geschwister haben. Ein Kind soll Gelegenheit haben, sich auszusprechen und zwar mit seinesgleichen. Auch die besten Eltern können sich nie so lebhaft in den Gedankengang eines Kindes hineinfinden, sie werden ihm nie das gleichwertige Geplauder eines Gespielen ersetzen können. Anderenteils natürlich wird man darauf zu achten haben, daß das Kind von seinen Gespielen nicht Unarten lerne und gestatte daher nicht den Umgang mit jedem beliebigen Altersgenossen. Hat das Kind aber einen gleichwertigen Freund gefunden, dann hüte man sich davor, das ideale Gefühl der Freundschaft, das in dem Kinde nun aufzudämmern beginnt, durch ungeschickte, lächerlich machende Reden abzutöten; die Jugendfreundschaft ist ein Blütenbaum, der die herrlichsten Früchte zeitigt; man störe sie nicht! Gegen Schwestern, wie überhaupt gegen Mädchen, sowie auch gegen jüngere Geschwister gewöhne man den Knaben bei Zeiten eine gewisse Nachgiebigkeit und Galanterie an. Aeltere Knaben sollen die Beschützer ihrer jüngeren Geschwister und ihrer Schwestern werden und sich als solche fühlen. Gewisse kleine Gefälligkeiten und Dienste, die man sie den letzteren erweisen lehrt, erweckt und erhöht ihr Taktgefühl, das im civilisierten Leben zu den Notwendigkeiten gehört. Der Umgang speziell mit älteren Mädchen ist für Knaben immer bildend und veredelnd.

Es erübrigt uns nunmehr, noch über die Schule und deren Verhältnis zum Elternhause zu sprechen. Was wir einst von den Eltern sagten, daß nämlich nicht eines hierhin, das andere dorthin ziehen darf, gilt auch von der Schule. Das Haus muß die Schule in ihren Bestrebungen unbedingt unterstützen und niemals dürfen die Eltern in Gegenwart ihrer Kinder ein abfälliges Wort über deren Lehrer aussprechen. Selbst gesetzt den Fall, die Schule wäre schlecht, der Lehrer vernachlässige seine Pflicht, oder lasse sich Ungerechtigkeiten zu schulden kommen, dann trachte man wenn möglich, das Kind in einer andern Schule unterzubringen, doch niemals lasse man sich in Gegenwart des Kindes dazu hinreißen, einen Tadel des Schulwesens oder der Lehrkräfte in Gegenwart des Kindes auszusprechen. Die Schule sei dem Kinde heilig; das was der Lehrer zu ihm spricht, sei dem Kinde Evangelium. In manchen Orten, besonders am Lande, besteht die stillschweigend geduldete Sitte oder besser gesagt Unsitte, den Lehrern oder Lehrerinnen zu gewissen Zeiten Geschenke zu machen. Niemals lasse man diese mit Vorwissen der Kinder oder gar durch diese selbst überreichen. Das Schenken enthält meistens ein klein wenig Demütigendes in sich und zwar für den Beschenkten; in eine solche Lage darf man aber den Lehrer oder die Lehrerin niemals dem Kinde gegenüber bringen. Daß es vollständig zwecklos, ja widersinnig ist, die Hausaufgaben durch dritte Personen machen zu lassen, ist wohl jedermann klar; trotzdem kommt es — man sollte es kaum glauben — häufig genug vor.

In aller Welt kommt es vor, daß es mehr oder minder talentierte Kinder giebt; es ist naturgemäß, daß die weniger talentierten, durch ihre natürlichen Anlagen der Natur nicht so sehr begünstigten den Eltern mehr Kummer bereiten als die andern. Man hört deshalb allenthalben klagen: Ja, die andern machen uns schon Freude, mit dem Josef oder dem Ignaz aber haben wir unser liebes Kreuz; der Bub ist halt so dumm!“ Ja, der dumme Bub! Der spielt in vielen Familien eine große Rolle. Alle Tage muß es der arme Junge hören, beim Frühstück, beim Mittagessen und beim Abendessen, daß er halt gar so dumm ist. Ich frage nun, was man mit diesem Erziehungsmittel bezweckt; soll die mangelnde Geisteskraft, wenn dies der Grund der angeblichen Dummheit ist, hiedurch geweckt werden? Geisteskraft ist in erster Linie eine Naturanlage; fehlt es hier, so nützt unser Reden nichts. Geisteskraft kann aber, wenn überhaupt vorhanden, gestärkt werden, wenn auch nicht bei allen Kindern gleich schnell. Ist sie zu langsam gestärkt worden, so ist dies unsere Schuld, und wir haben kein Recht, dem Kinde einen Vorwurf zu machen; ist sie so rasch gestärkt worden, als dies der natürlichen Veranlagung nach möglich war, so haben wir und das Kind so viel gethan, als wir thun konnten, ein Vorwurf ist also wieder nicht am Platze. Oder soll vielleicht hiedurch der Ehrgeiz geweckt werden? Ein Pferd, das immerfort die Peitsche spürt, wird entweder scheu und störrig, oder es wird apathisch und abgestumpft; so auch hier; das Kind, das immer das Gleiche hört, wird entweder verbittert und erst recht nicht lernen, oder es wird gleichgültig und — abermals nicht lernen.

Also, was werden mir mit unserem fortwährenden Klageruf erreichen? — Nichts! Nur das eine, daß wir mit unserem Klagen manch köstliche Gelegenheit, dem Kinde dennoch dies oder jenes beizubringen übersehen, daß wir den letzten Funken Ehrgeiz in seiner Brust verlöschen werden, und daß der Josef, Ignaz oder wie er sonst heißen mag, aus einem dummen Buben ein wirklich dummer Mann wird. Drum rufe ich allen Eltern zu, verzaget nie, werfet niemals die Flinte ins Korn, je größer die Hindernisse, je größer die Mühe, desto größer der Lohn, der uns in unsern Kindern blüht und gar mancher, der seinen Eltern Sorge und Kummer bereitete, ist, wenn diese nicht die Hände verzweifelt sinken ließen, ein geachtetes Mitglied der menschlichen Gesellschaft geworden.

Dies ruft euch einer zu, der — selbst Kinder hat und weiß, wies geht.

Die Alpenrose.

Hoch auf dem Berg, im braunen Moose,
Von Eis umglänzt und halb verschneit,
Blüht still empor die Alpenrose:
Ein süß Gedicht der Einsamkeit.

Der lauen Frühlingslüfte Fächeln
Küßt ihre jungen Blätter nicht!
Sie steht wie ein verloren Lächeln
Im starren Felsenangesicht.

Die kalten Gletscherwände steigen
Antürmend mächtig Stück für Stück,
Und unbemerkt im ew'gen Schweigen
Wächst sie wie ein verschwiegen Glück.

O selig der, dem wohlgeborgen,
Im oft durchfrosteten Gemüt,
Hoch über allen Erdensorgen
So eine süße Blume blüht!

Feodor Löwe.



Auf dem Freiplatz. Heute ist Jahrmarkt und eine wandernde Theatertruppe, eine sogenannte Schmiere, hat ihren Thespis-Karren draußen am Anger aufgeschlagen, und der Direktor jener Truppe ladet mit seinem Organ das herbeigeströmte Landvolk zum Besuche der Vorstellungen ein. Der erste Platz, dessen Bänke mit einem roten Stoff überzogen und für die Honoratioren des Ortes bestimmt ist, kostet fünfzig Pfennige, und so geht es herab bis fünf Pfennige, wo Stehende sich an den gebotenen Kunstgenüssen ergötzen können. Für die hoffnungsvolle Dorfjugend ist auch der Preis für den letzten Platz unerschwinglich — sie finden aber schon einen Raum, von dem sie gratis den Vorstellungen beiwohnen können. Wenn sie auch kein Eintrittsgeld bezahlen, so sind sie dafür ein um so dankbareres Publikum, denn sie lachen und applaudieren nach Herzenslust, wenn ihnen dieser oder jener „Künstler“ gefällt. Für die Kassa des Theaterdirektors sind die kleinen Rangen allerdings nicht von Vorteil; aber jener läßt sie gerne auf dem Freiplatze stehen, denn sie bilden seine unfreiwilligen Claquere, ohne die heute leider selbst eine „Schmiere“ nicht mehr bestehen kann.

Auf der Heimfahrt. Der polnische Maler Wierusz-Kowalski läßt uns durch sein Bild „Auf der Heimfahrt“ einen Blick in seine Heimat thun. Es ist das die trostlose Gegend, wie wir sie in Galizien und russisch-Polen, an den Ufern der Weichsel, des Don oder Bug finden. Wenig Interesse bildet die einförmige Ebene im Sommer, geradezu trostlos ist sie im Winter. Die Straßen, mit Ausnahme der Chausseen oder Kaiserstraßen, sind fast unfahrbar. Im trockenen Frühjahre, Sommer und Herbst gleichen sie einem Staubmeer — bei regnerischem Wetter hingegen versinken die Räder des Wagens bis über die Achsen im Straßenkot und es bedarf der größten Anstrengungen, um ein solches landesübliches Vehikel wieder flott zu machen. Im Winter dagegen rumpelt das primitive Gefährte über die hartgefrorenen Erdschollen und Gnade Gott dem Insassen des Wagens, der eine längere Fahrt auf jenen Straßen zu überstehen hat. Unser heutiges Bild versetzt uns nach Nordgalizien und veranschaulicht eine Heimfahrt vom Markte, mit den sonderbaren, einfachen Gespannen.

Das neue Ausstellungsgebäude der „Vereinigung bildender Künstler Oesterreichs“ in Wien. Noch weit überraschender und befremdender als in der Abbildung wirkt im Straßenbilde Wiens die exotische Erscheinung des neuen Hauses der „Vereinigung bildender Künstler Oesterreichs,“ das am 10. November v. J. mit einer in mannigfacher Beziehung interessanten internationalen Ausstellung secessionistischer Schöpfungen eröffnet wurde. Der Bau, ein Werk des jungen Architekten Olbrich, wurde in sechs Monaten fertiggestellt und ging, da die Stadt den Grund überließ, in das Eigentum der Gemeinde über. Schon

während seines raschen Emporsteigens war das Bauwerk Gegenstand der verschiedenartigsten Beurteilung, die nach seiner Vollendung womöglich noch schärfer sich zuspitzte. Voraussichtlich wird es auch noch lange währen, bis sich diese gegensätzlichen Anschauungen einander nähern und zu einer unbefangenen Würdigung abklären. In einem Punkt sind jedoch Anhänger und Gegner der Moderne schon jetzt einig, nämlich in dem Lobe der technischen und dekorativen Ausgestaltung der innern Räume, die ihrer Bestimmung als Ausstellungslokalitäten für Gemälde in nahezu idealer Weise entsprechen und in dieser Hinsicht ein mustergültiges Vorbild abgeben. Das Aeußere des in blendendem Weiß leuchtenden Gebäudes ist in assyrisch-ägyptischen Stilformen gehalten; die fast ganz schmucklose breite Vorderfront ist in der Mitte von einer bis zum schmalen Gesims reichenden viereckigen Eingangsnische mit vorliegender Treppe durchbrochen. Das flache Dach ist von einem niedrigen quadratischen Aufbau bekrönt, zwischen dessen vier Eckpylonen sich eine goldene Kuppel erhebt. Diese Kuppel ist eigentlich eine Laube, gebildet aus der runden Krone eines schmiedeeisernen Lorbeerbaums, die sich aus 3000 über einen Fuß langen Blättern und 700 faustgroßen Beeren in luftiger Anordnung über einem unsichtbaren Gerippe zusammensetzt. Aus dieser Laube, die nach außen, wie erwähnt, vergoldet, innen grün angestrichen ist, erschließen sich entzückende Ausblicke auf das Wiener Stadtbild. Ueber dem Eingang leuchtet in Goldlettern die Inschrift: „Der Zeit ihre Kunst, der Kunst ihre Freiheit“ — der Wahrspruch der immer größere Ausbreitung gewinnenden und sich zusehends vertiefenden secessionistichen Bewegung. Zur Linken des Eingangs liest man: „Ver sacrum“; so heißt das trefflich redigierte, reich illustrierte Kampforgan der Wiener Secessionisten. Zur Rechten wird in einem eleganten Gehäuse aus Glas und Messing eine aus kostbaren Steinen gefertigte Mosaikstatuette der Pallas Athene mit siegreich gesenktem Speer von Strasser angebracht. Die Eingangspforte aus grün gebeiztem Holz ist mit einem getriebenen Kupferbeschlag geschmückt, der zu einer reichen Riesenblume geformt ist, deren feine Staubfäden als vergoldetes Gitter emporstreben. Die viereckige, zu den Sälen führende Vorhalle und die Säle selbst sind bis ins kleinste Detail im secessionistischen Stil dekoriert und ausgestattet; sie sind aus diesem Grunde an und für sich eine Sehenswürdigkeit und bilden einen geschmack- und stilvollen Rahmen für die ausgestellten Schöpfungen der modernen Kunst, die, selbstbewußt, abseits der traditionellen Kunstschablone ihre Pfade sucht, wobei sie allerdings mitunter auf Abwege geriet.

Vexierbild.

Der Förster ist heute weit weg, da können wir spazieren gehen!

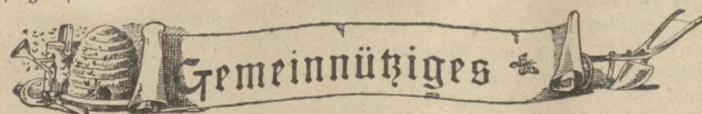


Eine dankbare Seele. Bummler (der von einem Gendarmen aufgegriffen wird): „Also doch mal wieder einer, der einem unter die Arme greift!“

Warnung. Vater: „Emmi, was machst Du da?“ — Tochter: „Mein Bräutigam kommt heute, und da will ich etwas kochen!“ — Vater: „Emmi — gieb acht! Du wirst noch so lange herumkochen, bis die Verlobung zurückgeht!“

Ein Maskenball von geschichtlicher Bedeutung. Im Jahre 1821 fand am Berliner Hofe, zu Ehren der Großfürstin Nikolaus von Rußland, der Tochter Friedrich Wilhelm III., ein interessantes Maskenfest statt. Es wurde Thomas Moores „Lalla Rookh“ dargestellt und die schöne Prinzessin Elise Radziwill verkörperte dabei die Peri, welche die Thränen der Menschen vor den Thron des Höchsten trägt. In dieser holden Gestalt gewann sie das Herz des jungen Prinzen Wilhelm, der den Entschluß faßte, allen Ansprüchen auf den Thron zu entsagen und sie zu seiner Gemahlin zu machen. Auf die ernsten Vorhaltungen seines königlichen Vaters hin brachte der spätere König und Kaiser Wilhelm I. jedoch sein Herz der Staatsraison zum Opfer, sonst würde wohl jener Maskenball der Geschichte unseres Jahrhunderts einen ganz anderen Verlauf gegeben haben. St.

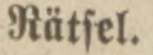
Körner als Schatzgräber. Ruhig saß zu Anfang des Mai 1813 der Kreissekretär Klewitz im Kreise seiner Familie in seiner am Domplatze in Halberstadt gelegenen Wohnung, als Sporenklingen vor der Stubenthür erscholl und ein junger Offizier in der schwarzen Uniform der Lützower Jäger nebst einigen Soldaten eintrat. „Meine Damen,“ sagte derselbe mit einer eleganten Verbeugung zu der Frau und den Töchtern des Hauses, „ich bin untröstlich darüber, Sie in Ihrer beschaulichen Abendruhe stören zu müssen. Gestatten Sie, daß ich Ihnen in meiner Person den Lieutenant im preußischen Freicorps von Lützow, Theodor Körner, vorstelle. Und nun, Herr Kreissekretär, haben Sie die Güte, mir in den Keller zu folgen!“ — „In den Keller?“ stammelte Klewitz. „Die Franzosen haben mir den Wein längst ausgetrunken.“ — „Oh,“ entgegnete Körner lächelnd, „wir suchen auch gar keinen Wein. Ich bin einst Schüler der Freiberger Bergakademie gewesen und verstehe mich ein wenig auf das Schatzgraben. Folgen Sie uns nur! Der Kriminalsekretär wurde blaß und stieg taumelnd und wie geistesabwesend die Treppen hinunter bis in den Keller. Hier blickte sich Körner mit scharfem Auge um, deutete dann auf einen bestimmten Fleck und sagte zu seinen Jägern: „Hier schlagt ein!“ — Munter gruben diese ein tiefes Loch, bis sie auf einen harten Gegenstand stießen und eine mit Eisen beschlagene Kiste heraushoben. „Herr Kreissekretär,“ wandte sich der Offizier an den einer Ohnmacht Nahen, „ich danke Ihnen im Namen des Majors von Lützow, daß Sie die Freundlichkeit hatten, diese westfälische Kriegskasse für uns aufzubewahren. Wahrhaftig, diese patriotische Handlung macht Ihnen Ehre und verdient volle Anerkennung.“ Und Körner verbeugte sich spöttisch vor Klewitz und folgte seinen Soldaten, die mit der leicht errungenen Beute vorangingen. D.



Glycerin als Halsmittel dürfte nur wenigen bekannt sein, und doch genügt ein kleiner Löffel reinen Glycerins in einem Glase heißen Wassers, um ein gutes Gurgelwasser herzustellen, das bei mehrmaligem Gebrauch Heiserkeit und Halsschmerzen bald vertilgt.

Zur Vertilgung der Erdflöhe ist es sehr von Vorteil, die Gemüsebeete vor dem Keimen der Samen tüchtig mit Steinkohlenasche oder mit zerriebenem Pferde-, Hühner- oder Taubenmist zu übersäen.

Sommer-Levkojen als Zimmerpflanzen. Für den Blumenliebhaber empfiehlt sich jetzt ein Aussäen von Sommer-Levkojen in Blumentöpfe, welche im Doppelfenster des Zimmers Platz finden können, dessen niedere Wärme eine stämmige Entwickelung der Pflanzen begünstigt. Die in den ersten Tagen aufgehenden Samen werden, sobald sie sich zeigen, verpflanzt, denn es steht erfahrungsgemäß fest, daß sie gefüllte Blumen ergeben. Sind die Pflanzen erstarkt, so pflanze man sie in möglichst nährkräftige Erde in Stecklingstöpfe. In jedem Topfe soll nur eine Pflanze Platz finden, wenn sie sich vollkommen entwickeln soll. Für diese Kultur eignet sich zum Beispiel die remontierende Dresdener Sommer-Levkoje, eine neue, immerblühende, großblumige Sorte, welche bis tief in den Herbst hinein neue Blüten bringt und eine prächtige Form der Pflanzen entwickelt. Sie war ursprünglich nur in weißer Farbe vorhanden, wird aber auch jetzt schon in dunkelblau und dunkelkarmin angeboten. Auch für den Garten verdient diese Sorte den Vorzug.



Rätsel.

1. Bald bin ich groß, — bald bin ich klein,
Bald grün, bald wieder bunt, —
Kann sonderbar gestaltet sein,
Bald eckig und bald rund.

2) Auf jeder Blume, — jedem Baum,
Siehst du mich sicherlich,
Ja selbst in dem geweihten Raum
Der Kirche find'st du mich!

3) Doch nicht auf dem Altar allein,
Am Spieltisch man mich sieht, —
Kann auch vom blanken Eisen sein,
Ich manchen Baum durchschnitt.

4) Und auch im Stammbuch man mich find't,
Als liebes Unterpfand,
Und glücklich schätzt sich's Menschenkind,
Wenn es im Klee mich fand.

5) Auch wenn du um die Zeit mich frägst,
Ich sie dir deuten kann;
Aus Bein im Körper du mich trägst, —
Mich kennt der Sängersmann.

6) Des Rätsels Lösung ist nicht schwer,
So mancher sie schon fand. —
Du frägst noch immer, was ich wär?
Und hält'st mich in der Hand! —

Ferdinand Peuker.

Logogriph.

In Flecken, Stadt und andrem Ort,
Da wird gehalten oft mein Wort;
Den Fuß nimm weg, fühlst gehen dort,
Des neuen Wortes viele fort.

J. Binder-Dockeler.

Arithmogriph.

1 2 3 4 5 6 7. Große Handelsstadt Deutschlands.
1 2 6 4 5 6 7. Stadt in Hannover.
2 3 5 6. Fluß in Asien.
1 5 3 4 5 7. Wort für „Schwindel“.
2 2 6 2 5. Stadt in der Schweiz.
2 5 7 5 6. Römischer Priester.
2 2 6 7 2 5. Kanton der Schweiz.
4 2 3 6 2. Staat in Asien.
4 2 6 4 2 6 2. Weiblicher Vorname.
4 5 6 7. Ein fester Platz.
7 6 2 1 2 3. Ber. schottischer Maler.
2 4 6 2 1 2 3. Männl. Vorname.

German Rotenfels.

Schachlösungen:

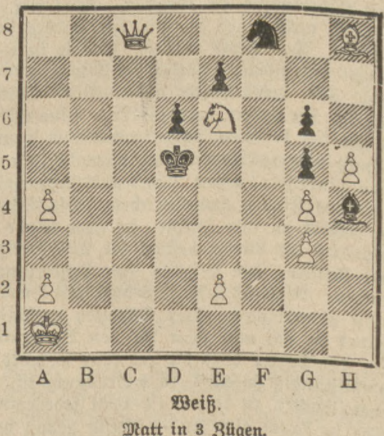
Nr. 192. T f 5—f 6. L g 5 : f 6
K f 7—e 8 S a 8—c 7 †
K e 8—d 7 etc.

Nr. 193. T d 3—c 3 d 4 : c 3
D f 7—g 6 etc.

Problem Nr. 195.

Von A. Steif.

Schwarz.



A B C D E F G H

Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Silbenrätsels: **Herodot, Uebergabe, Rimini, Einband, Zoppot, Ulfilas, Rienzi, Ferdinand, Regel, Esau, Uhland, Dammerde, Engerling.** „Geduld ist die Thüre zur Freude.“ Des Bilderrätsels: Nimm Rat von allen aber spar dein Urteil.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.